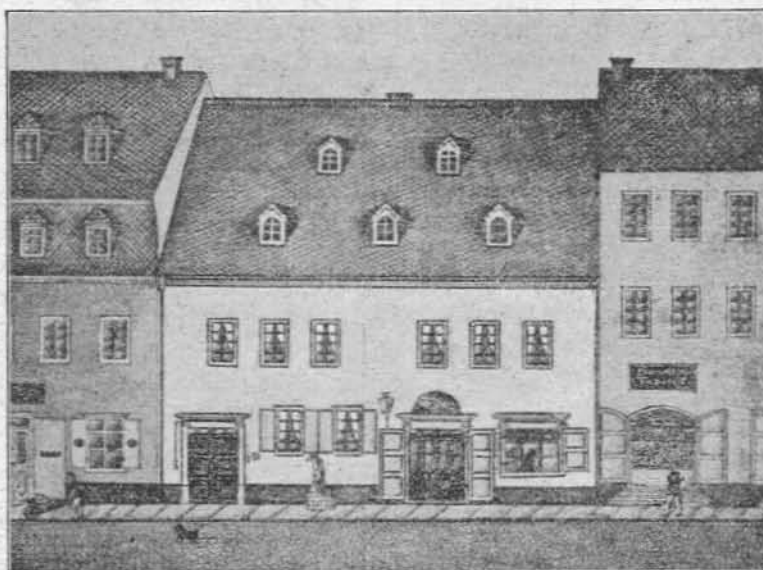


Von der Löwenapotheke in Annaberg.

Daß in einer gleich seit Beginn ihrer Gründung so aufblühenden Stadt, wie es Annaberg stets gewesen ist, auch das Medizinalwesen nicht vernachlässigt wurde, ist selbstverständlich. In einer außerordentlich lehrreichen Geschichte der Löwen-Apotheke berichtet Herr Dr. Harms zum Spredel in einer hochinteressanten Weise über dieses Kapitel. Er erzählt dabei, wie bereits 1508 Nicolaus Bernhardt „sich mit einer Apotheke nach Annaberg gewand“. Wann nun der Namen „Löwen-Apotheke“ aufgefunden ist, stehe nicht sicher fest. Erwähnt wird er erstmalig 1833 in einem Tafelliede zur Hochzeit des damaligen Apothekers Binder, in dem es heißt:

Hier auf den bewaldeten Höhen glaubt Binder sich sicher und frey,
Und steht einen goldenen Löwen vor's Haus, daß er Wächter ihm sey.
Da nun anfangs die Apotheke als Ratsapotheke bestand, die verpachtet war, hatten sich schon früh Schwierigkeiten in der



Löwen-Apotheke nach einem Aquarell vor 1870 im Besitze der Apotheke.

Rechtslage eingeschlichen. Unter den späteren Besitzern befinden sich dann u. a. Heinrich Mohr, Johann Rabeneß, Martin Liborius, Johann Fischer, Kaspar Schreiber, Johann Merckel, Juliana Thiemel, Adolf Härtel und Hermann Binder. Carl Ferdinand Bretschneider, der 1829 die Pharmazie erlernte u. darauf die Universität Berlin bezog, kaufte 1838 die Annaberger Apotheke. Dann übernahm die Apotheke sein ältester Sohn Carl Louis im Jahre 1873. Er war so hervorragend in seinem Beruf, daß er zum stellv. außerordentlichen Mitglied des Landesmedizinalkollegiums ernannt wurde. Am 1. Juli 1905 übergab er die Apotheke seinem Sohn, Herrn Max Richard Bretschneider, der nach seiner pharmazeutischen Ausbildung in München Naturwissenschaft studierte. Den Weltkrieg machte der jetzige Inhaber als Oberapotheker mit. In einer Anzahl von Ehrenämtern ist er hingebend tätig.



Annaberger Markt mit Barbara-Uthmann-Denkmal, darüber Löwen-Apotheke, weiter St. Annenkirche und Pöhlberg im Jahre 1929.

Nooch'n Feiertag



De vorharte Gaststüb'.

Dor Schulz-Karl, dor Wirt vom goldene Stern, stiehet untor dor Haustür' und guckt de Stroß mol rauf un e mol runtor.

„Su eine Ruh' heit zum Sunnomd“ (Sonabend), brummt or vor siech hie, „net emol von Rittersgrie rei kimmt jemand.“

Doch ike ward's im Nachborshof labandig, „uffa, de Schiefordedor sei doch ah streßig. Die wolln wuhl 'en Friedrich sei Schei' imdecken? Na, Zeit wär's emol.“ Un richtig, driem fange se ah, Stange aufstelln un Gerist ze baue. Neie Schiefordedor ham se aa lang hiegeschafft, in die macht ike aaner de Vächor, wuh de Näh'l neikumma. Ike kimmt aa dor Pollor-Lui mit en Stid' Blach de Stroß' rauf. „Na, Lui, willst wuhl men Nachbor aa e neie Dachrinn' an sei Schei' machen? Do halt' dich abor dorzu, de Schiefordedor sei schie lang streßig.“ — „Na, Karl, do kimmt e' Holzrinn' nah, iech will bluf' de paar Rinneisen nah schlong, deß de Schiefordedor ahfange kenna, un' nochort im Ebordorf de Wassorleitung ausbessern. Abor su eine kalte Luft heit. Breng' mor nár mol en flenn Korn raus.“ — Ben Nachbor warn se inzwischen fertig mit Geristbaue un finge ah, de alten Schiefordedor runtor ze reifen. „Na, nu will iech abor niebor,“ maant hiem dor Lui, „sonst machen de Schiefordedor Krach.“ — „Na, wie dá, ihr Schiefordedor, fah iech dá meine Rinneisen nahmachen?“ saht or driem. — „Nár lus, die kumnten schie lang drah sei; abor ihr Klempner kennt aa vor kenn Wirtshaus vorbeigieh,“ kams zor Antwort. — „Na, es gieht halt en Menschen wie en Leiten,“ maant dar drauf, un fing ah, seine Haken nahgemachen. Dor aane Schiefordedor, dor Arnst, tut vornwag de Schiefordedor runtor reifen, hintorhar schlegt dor Lui seine Eisen nah, un die annorn zwee machen noch Vächor in de neie Schiefordedor. „Abor Arnst,“ ruft do dor Lui, „fog' mor bluf' emol, wuh die vieln Flieng (Fliegen) hartumma, bei eich liegt ja es ganze Gerist voll.“ — „Dös haste wuhl noch gar net gefah? Komm nár emol har untor die alten Schiefordedor, do fast 'se hanfelseis wagnamme. Im Harbst vorsteden die sich, uns Friehegahr wenns warm ward, nochort warn se wieder labandig.“ — „Na abor suwos, do braucht mor sich nochort aa net ze wunnorn, wu es Friehegahr die viel'n Flieng hartumma; denn iech möcht' die net zehln, die bluf' untor enn setten Schiefordedor staden.“ — „Ja, Lui, wenn de dor bluf' die mietnimmst, die offen Gerist flieng, do kaste viel Fliengfänger dormit vollmachen.“ — „Jech war mieh schwarz hüt'n; abor iech hob' en guten Gedanken: mit den Flieng kenne mor uns en Spaß machen.“ — Ru ham se mienannor hie un har geroten, un es Resultat war schließlich, en Karl, dar troß dor Kälte immer noch untor dor Haustür stand, den wolln se mol aus seinor Ruh' bringa.

Dor Lehrgung muß e Zigarrenkistel besorng, un zum Friehegahr ginga alle viere riebor ins Wirtshaus un kaast'n sich e Glas Bier. Deß se noch e Paketel untorm Arm hatt'n, des is weitor gar net aufgefallen; denn es war in Zeitungspapier eingewickelt un se warn schie ihr Brot drinne gehatt hom.

Dor Karl hoht aa nisch gemarkt, wie des Paketel ausgewickelt un offn Ufen gestelt worn is, denn or war grad üborm Bierauschenken.

„Abor kalt hast du's hinne, Karl,“ saht dor Arnst, „wenn mor des gewußt hätt'n, wärn mor driem geblie. — „Hinne is doch kälter wie draußen,“ fiel aa dor Lui miet ei, „deß du

abor aa noch net emol eigehaagt hast.“ — „Dar hot kaa Zeit, dar muß sich in de Filzschuh' vor de Haustier stelln un sei Pfeif' halt'n,“ kimmt's vom Eingang har, dor Schmied is aam zor Tier reikumma. Des war abor en Karl doch übör de Hufschmied, de Wut hot'n bald zeruppt, or war rut un blau im Gesicht; denn or ließ sich doreing net garn wos nochreden, wußt abor aa net gleich, wos or drauf song sollt. „Na, beruhigt eich nár,“ mahnet or schließlich, „des dauert e paar Minuten, un es is warm.“ Or schleppt nu Holz rei, Kuhl'n stand lang e Kasten voll do. „Eich will ich's abor warm genug machen,“ dacht or vor siech, un stoppet nei in Ufen, wos nár nei ging. Die annorn kunn'n es Lachen kaum vorbeischn, wie se en Karl su ema Uf'n remhantiern song. Doch wie's nu warmor ward un do un dort e Flieng ze sah' war, aane hat's durchaus offn Karl sei Glas oh-gefaht, do hattn se's of aamol eilig. „Kommt, mor wolln wieder ahfange,“ saht dor Arnst. „Un vor mieh wards aa Zeit, deß iech ins Ebordorf kumm,“ saht dor Lui, indem or nooch e paar Flieng spannet, die ähm wieder ihr Massenquartier vorliehen, „iech fähr' hamzu noch emol ei, leg' nár noch e paar Kuhl'n nooch, Karl, deß warm bleibt.“ Dor Schmied hot aa bezohlt un machet mit en Klemmorn-Lui es Dorf naufzu, un vom Nachborshof häret mor de Schiefordedor wieder lustig drauflos kloppen.

Dor Karl reimt de Glesor wieder wag, stoppt sich e neie Pfeif', un sucht sich de gestrige Zeitung, denn or hot noch gar net nochgeguckt, ob de neie Biersteier durchkumma is.

Abor in dor Stüb' ward's ike labandig. „Die vordammten Flieng lessen en kaa Ruh', mecht bluf' wissen, wu die immor hartumma; do dacht iech gestorn, es wärn de drei lekten. Die iech aefange hob, un ike flieng res halt lang wieder welche in dor Stüb' rim.“ Or leget sei Zeitung hie un maant: „Na, eich war iech gleich hohm.“ Abor wie or sich orndlich imqudet do sah or net nár zwee, dreie, sondorn mindestens zwanzig, dreißig in dor Stüb' rim flieng. „Na, abor suwos, swiel hat iech ja in größten Summor net, abor eich will iech nauswedeln.“

Nu ging de Flienggagd lus, abor eh dor Karl aane dorwisch hot, warn schie wieder zwanzig ausgeflung. Zulekt kriegt er's bald mit dor Angst ze tun, lief in de Rich' un hulet sei Karline. „Do fah wos net stimma, Fraa, kumm nár mol riebor,“ bläket or zur Richtentür nei.

Dor Arnst dreht sich driem of sen Gerist aa öfter emol im. Ike sah or en Wirt in dor Stüb' rumsaufen. de Karline macht de Fanstor auf un wedelt mit dor Schürz' drinne rim. „Na die Flieng warn sich schwarz hüt'n un aus dare schön warme Stüb' rausgieh,“ lachet or vor siech hie. Doch ike kimmt aa dor Lui mit en Schmied wieder de Stroß' runtor. „Komm, Arnst, mor wolln erst e Schnapsel trinken, de brengst heit schie dei Zohl noch,“ rufet se riebor. Dar ließ sich aa net lang nöting un frabelt seinor Leitor runtor. Abor su ein Bild, wie se in de Gaststüb' neikame. De Fanstor warn auf, dor Karl un sei Karline wedelten jed's mit 'nor Schürz' drinne rim, un in dor Stüb' hot's gebrummt wie in 'nen Bienenhaus; alles war voll Flieng, mor hätt' gar net gedacht, deß swiel in Ristel drinne gewas'n wärn. Die Dreie standen untor dor Tier un sei bald zeruppt vor Lachen. „Abor Karl, fog' mor bluf', wos bei eich lus is, wu haste dá die vieln Flieng har? Du hast dor wuhl welche aus Italien kumme lessen; abor fog' bluf' emol, wos de dormiet machen willst?“ saht in allor Seelensruh' dor Schmied.

„Des fah net mit rachten Dinge zugieh, mieh ham se vorhart, mieh ham se vorhart,“ lamentiert dor Karl, un de Karline wisch sich de Wang aus mit en Rockzipfel. „Na, abor suwos, halft nár e bissel miet, die vieln Flieng, meine neie Vorhäng, die vieln Flieng.“ Die dreie ham sich e Tüchel gesucht un e bissel miet gewedelt, abor die Flieng ham se net alle nausgebracht, denn denen war's ze kalt draußen. Abor jedor, dar en Bekannten off dor Stroß getroffen hot, hot ne zum Karl geschickt. Die ham sich nochort jedesmol übör die vieln Flieng beklogt un sich vom Karl von dare Hagerei dorzehl'n lessen, abor swiel Gäst' hat dar aa lang net in seinor Gaststüb'. Wuhar abor die vieln Flieng kame, des hot or arsch viel spetor erfah'n, un dann jalbor miet driebor gelacht.

Bilder aus der Heimat.

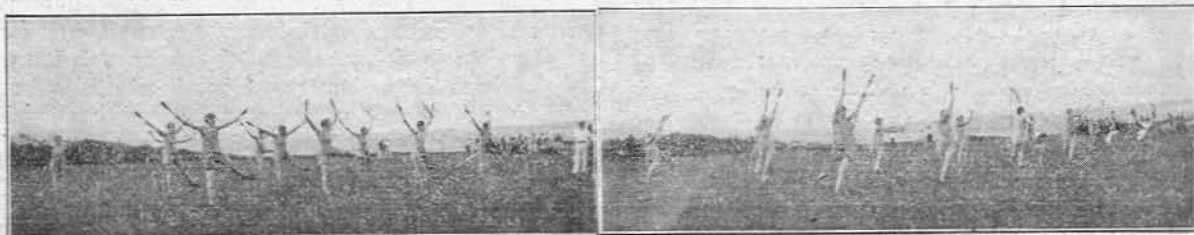
200 Jahre Schule Waltherdsdorf.

Die Schule der schönen Erzbergsgemeinde Waltherdsdorf begeht am 5. Juli die Feier ihres 200jährigen Bestehens. Bis 1730 war Waltherdsdorf nach Schlettau eingeschult. Bestand auch seinerzeit der allgemeine Schulzwang noch nicht, so mußten doch die Kinder nach dem damaligen Brauch im Sommer mindestens einmal wöchentlich und im Winter täglich einmal den Unterricht besuchen. Der Schulbesuch war also ziemlich beschwerlich. Wie es nun kam, daß Waltherdsdorf ein eigenes Schulwesen erhielt, darüber fehlen jedwede Anhaltspunkte; jedenfalls aber hat die Zunahme der Schulkinder den Anstoß gegeben. In einem ausführlichen Artikel, der aus Anlaß des Jubiläums erschienen ist und als Waltherdsdorfer Sonderbeilage der „D. Z.“ zur Feier herausgegeben wurde, ist über all dies eingehend berichtet worden. — Beistehende Bilder zeigen das erste Schulhaus, das sich in dem Herrn Bruno Pehold gehörenden jetzigen Grundstück befand; auf dem 2. Bild sieht man das (jetzt Herrn Paul Lang gehörige) Haus, in dem sich die Schule sodann bis 1826 befand. Das 3. Bild führt den gegenwärtigen Schulbau vor Augen.



60 Jahre „Liedertafel“-Bärenstein / Die Weihe der Vereinsfahne.

An deutscher Grenzmark fand, wie berichtet, am 28. u. 29. Juni das 60-Jahrjubiläum der bekannten Bärensteiner „Liedertafel“ statt, verbunden mit der Weihe der Vereinsfahne. Ungemein zahlreich war die Teilnahme der Brudervereine an den Veranstaltungen, zu denen auch Chöre der Sudetendeutschen von jenseits der Grenze erschienen waren. Dem Kommerz am Sonnabend in der „Fichte“ folgte am Sonntag die Bannerweihe im Freien. Unsere Bilder zeigen die Spitze des hiermit verbunden gewesenen Festzuges und gewähren ferner einen Blick auf das Festpodium, wo man die schmucken weißgekleideten Mädchen sieht, die im Zuge das noch umhüllte Banner trugen. An der Seite links sieht man den Vorsitzenden des Obererzgebirgischen Sängerbundes, Herrn Kurt Mitte, Buchholz, der dem Fest bewohnte.



Vom Schaufturnen

des „Männerturnvereins“ Buchholz.

Es war am Tage des deutschen Liedes, als der Buchholzer Männerturnverein frisch - fromm - froh - frei zum Turnplatz am Galgenberg zog, um dort sein 69. Stiftungsfest bei Freiübungen, Turnen und Spiel zu begehen. Erhebende Bilder von der Pflege deutscher Leibesübung waren es, die dort in Gottes freier Natur an einem herrlichen Junisonntag dem Auge vorüberzogen; eines wie das andere Zeuge dessen, wie die „Deutsche Turnerschaft“ das Erbe Jahns so treu und herrlich bestellte. Und wieder freute man sich hierbei auch von Herzen der glänzenden Wahl dieses idealen Turnplatzes, der mit dem wundervollen Rundblick auf Berge und Täler, Wälder und Felder unserer Gebirgsheimat so recht geschaffen ist, bei



Ausübung der edlen Turnerei auch Sinne und Seele im Anblick all der bezwingenden Schönheiten des Erzgebirges zu stärken u. zu erfreuen. Schon haben wir eingehend berichtet über den prächtigen Turnbetrieb, der dort draußen auf freiem Platz vor sich ging. Heute bringen wir noch einige ausgezeichnet gelungene Aufnahmen von dem Schau-

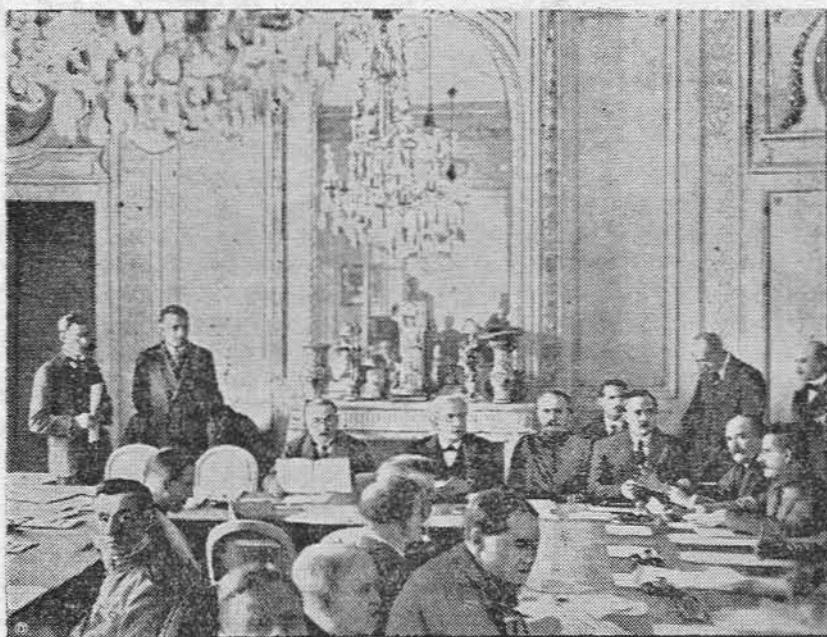
turnen des „Männerturnvereins“, das Oberturnwart Oschag so hervorragend vorbereitete und leitete. Die Bilder zeigen die Turnerinnen bei ihren Chemnitzer Freiübungen und dem muster-gültigen Keulenschwingen; ein drittes Bild bringt wunderhübsche Szenen von den fröhlichen Volkstänzen der Turnerinnen, die, wie die ganze Veranstaltung, begeisterten Beifall ernteten. So hat der „MTV.“ auch hierbei erneut dargetan, mit welchem Ernst er an der körperlichen Ertüchtigung des Volkes schafft.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

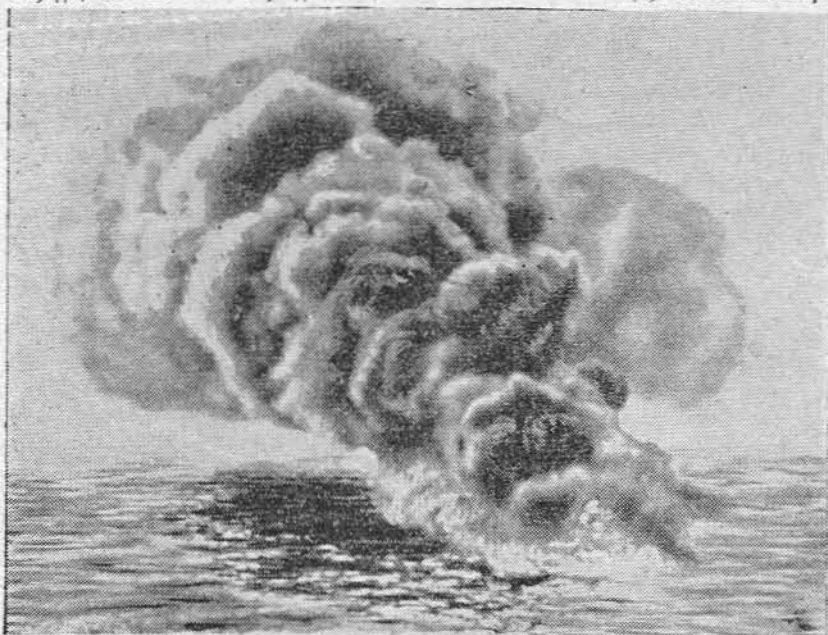
Nr. 28. — Sonntag, den 6. Juli 1930.

Bilder aus aller Welt.



Das brennende Meer.

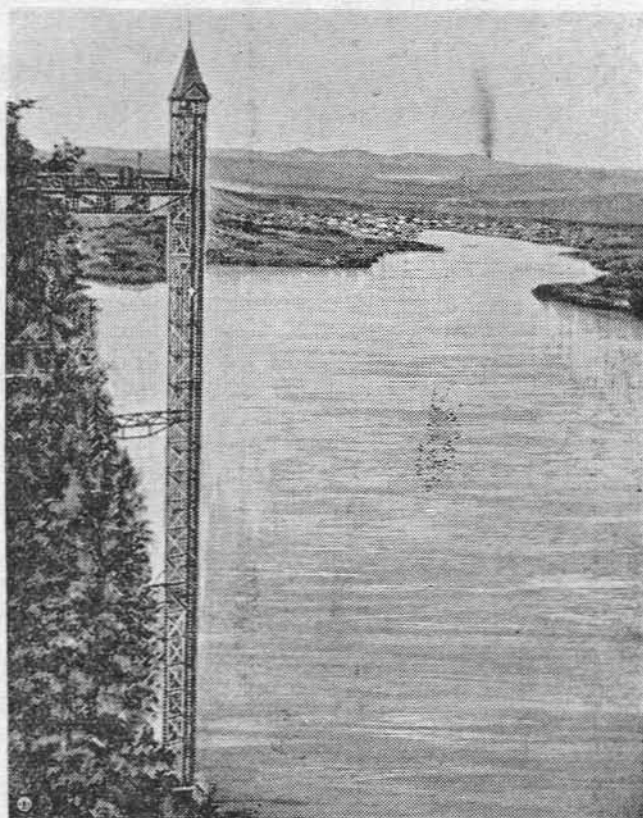
Diesen phantastischen Anblick eines brennenden Meeres hatten die Schiffe, die die Stelle passierten, an der der amerikanische Deltantanker



fer „Pinthis“ durch eine Gasolinexplosion unterging. Das aus dem gesunkenen Dampfer entweichende Gasolin brannte 24 Stunden lang.

Vor zehn Jahren — und heute.

In diesen Tagen feierte das deutsche Volk die Befreiung des Rheinlandes. Wer hätte vor zehn Jahren an diese Wendung geglaubt? Damals, am 5. Juli 1920, versammelte sich die Konferenz von Spa, die über die wirtschaftlichen und politischen Ausführungsbestimmungen des Versailler Vertrages verhandelte. Unser Bild zeigt die Vollziehung der Konferenz von Spa in der Villa de la Fraineuse. An der Stirnseite des Tisches Milleran, Foch und an der Ecke Loucheur.



Der höchste Lift Europas.

Am Bierwaldstätter See in der Schweiz macht man es den Gästen wirklich leicht, auf die Bergspitze zu kommen: am Bürgenstock hat man für sie jetzt sogar einen Fahrstuhl in die Bergwand eingebaut, der in einem turmartigen Eisengerüst bis zum Gipfel führt. Es ist der höchste Lift Europas, denn er hat eine Höhe von 165 Metern und ist somit 65 Meter höher als der Aufzug des Eiffelturms. Nur ein paar amerikanische Wolkenkratzer dürften diesen Fahrstuhlrekord überbieten.

Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's.

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. D. Milan.

(24. Fortsetzung.)

Die Reise ging mit einem Aufenthalt von einigen Tagen in Wien rasch weiter. Das Vernehmen zwischen Stülpner und den gräßlichen Dienern wurde kein besseres. Es war eine dumme, stille Feindseligkeit von ihrer Seite, die ihn abscheulich verdroß, gegen welche er aber, da er nicht einmal die Sprache verstand, nichts tun konnte. Viel Freude hatte er nicht dabei, im Gegenteil schlich sich ein tiefer Groll gegen diese, seine dummfeindseligen Kameraden, in seine Seele. Zuweilen dachte er mit heißer Sehnsucht nach den heimischen sächsischen Wäldern. Es mangelte ihm jetzt nichts als Freiheit, er hatte alles, was nur zu einem guten Leben gehört. Ein dem Grafen vorausreisender Fourier bestellte in den Gasthäusern, in denen der gnädige Herr halt oder Nachtquartier machte, alles zu seiner und seiner Dienerschaft Aufnahme Erforderliche. An Essen und Trinken war kein Mangel, natürlich, der Graf zahlte im blanken Golde. Wo wäre er da nicht willkommen gewesen? Aber das freie, lustige Schweifen in den Wäldern vermißte Stülpner gar sehr. Dafür lebte eine besondere Vorliebe in seinem Herzen. Wenn er an die sächsischen Wälder dachte, wurde ihm, dem starken Manne, weich ums Herz. Und mit niemand sprechen zu können, das war doch auch recht traurig. Das Schweigen lastete wie ein Alp auf ihm.

„Ach, Marie!“ rief er manchmal leise . . . „das Halten meines Schwures bei Deines Kindes Leben hat einen recht schweren Anfang für mich; aber ich will suchen, ihn als rechtschaffener Kerl durchzuführen. Denkst Du mein, Marie?“ Das war ein Trost für ihn, daß er sich sagen konnte: sie denkt dein.

Endlich an einem prächtigen Abend, als noch die sinkende Sonne ihre letzten Liebesstrahlen über Wälder und Fluren ergoß, erreichten sie das Reiseziel, das gräßliche Schloß.

Es war ein aus alter Zeit stammendes kolossales Gebäude, noch ganz wie in den vergangenen Jahrhunderten, mit einem jedoch trockenen Graben umzogen, über den eine Zugbrücke führte. Eine ziemlich hohe, an verschiedenen Stellen stark ins Ausbröckeln geratene Mauer schloß das große, ungleiche Viereck ein, auf dem das Schloß mit seinen weitläufigen Höfen stand. Zwei runde, umfangreiche Türme erhoben sich über der Mauer, auf deren breitem Rande ein bedeutender Graswuchs sich eingenistet hatte. Wenn das alte Schloß schon als ein im außerordentlich schwerfälligen rohen Stil sich zeigendes Gebäude einen unangenehmen Eindruck auf den machte, der es zum erstenmale sah, so waren die beiden, gleich ungeheuren Pilzen aus dem Graswuchs auf der Mauer emporragenden Türme, grauen und verwetterten Ansehens, die gleichsam die Flanken des ganzen Schloßkomplex bildeten, ebenso wenig geeignet, einen heiteren Gedanken zu erwecken.

Das Äußere dieses Herrensitzes sah fast heruntergekommen aus, recht unfreundlich. Die Gegend umher war dagegen wunderbar romantisch. Der große, schöne Plattensee lag wie von Gold überflossen, alles grün um ihn herum in allen Abstufungen von der dunkelsten Waldnacht bis auf das im letzten Sonnen- glühenden leuchtende Weizenfeld.

Vom Doktor hatte Stülpner gehört, daß das Schloß der alte Stammsitz der gräßlich Wesselinischen Familie und ihr samt und sonders ans Herz gewachsen sei, denn es verginge kein Jahr, wo nicht die in Ungarn weit zerstreut auf anderen Gütern lebenden Glieder dieser alten berühmten Familie hier zusammenkämen. Das sämtliche Dienstpersonal, welches zu der großen Herrschaft, von der das alte Schloß den Mittelpunkt bildete, gehörte, war in zwei Reihen vor dem Schloßportale aufgestellt und der Schloßgeistliche empfing den Grafen mit einer Anrede, während welcher die Böller- und Flintenschüsse knallten und das wilde Durcheinandergebrüll der gräßlichen Untertanen, die auf Befehl des Schloßvogts, eines höchst gewichtigen Mannes, sich zur Bewillkommung ihres gnädigen Gebieters zum Eljenschreien (Wivathochschreien) versammelt hatten, was sie denn auch aufs kräftigste ausführten. Und als der Geistliche seine Rede beendete, trat ein bildhübsches, junges Mädchen hervor und über-

reichte dem Herrn Grafen einen Blumenstrauß.

Während dieses schöne Kind, das des Schloßvogts Nichte war, Stülpnern als ein höchst angenehmer Anziehungspunkt für seine Blicke erschien, hatte er das Vergnügen, der Gegenstand des Angaffens für die den Herrn empfangenden Schloßbeamten und Herrschaftsuntertanen zu sein. Man sah ihn wie ein Wundertier an und er bemerkte in seinem Schauen auf das schöne Mädchen nicht, wie der Oberförster, der im vollen Staat erschienen und eine lange dürre Figur war, einen wilden Blick ihm zuwarf. Hätte er es auch gesehen, es würde ihn wenig gekümmert haben.

Endlich war die Empfangsfeierlichkeit vorbei und der Graf eilte in seine Zimmer. Für heute entließ ihn der Graf, damit er sich einrichten könne. Stülpnern wurde auf des Herrn Befehl sein Logement angewiesen und er warf sich, nachdem er an der Dienertafel das Abendbrot genossen, auf das Bett. Vom Schlafen war keine Rede. Die lange Reise, die neue Umgebung und der Wein, den er genossen, hatten eine Aufregung bei ihm bewirkt, die ihn nicht ruhen ließ.

Er zündete sich daher seine Pfeife an, machte das Fenster auf und lehnte sich hinaus. Die Aussicht ging in einen Hof, der von einem quer vorstehenden Gebäude begrenzt wurde. „Ein Wald wäre mir lieber,“ brummte Stülpner vor sich hin . . . „Das wäre doch etwas, das an das edle Weidmannsleben erinnert; aber freilich, wo ein Haus steht, kann kein Baum stehen.“

Er lehnte wohl eine halbe Stunde am Fenster, es war tief düster und die unten im Hofe hinlaufenden Leute waren kaum deutlich zu erkennen. Er wollte schon vom Fenster wieder zurücktreten, als er aus dem nach dem Hofe zu führenden Tore Personen kommen und eine jugendliche Mädchenstimme deutsch sprechen hörte:

„Quält mich doch nicht so sehr, Ohm. Was kann ich dafür, daß der fremde Jäger mich angesehen? Ist das meine Schuld? Oder darf mich niemand ansehen, weil der Oberförster Han Istof das nicht verträgt? Ich hoffe nicht, daß der je ein Recht über mich erringen wird, mir zu befehlen.“

„Er wird's, er wird's, oder ich will verflucht sein auf tausend Jahre, er wird ein Recht über Dich erringen, denn er, der Han Istof, wird dein Mann und kein anderer“, antwortete eine tiefe Männerstimme zornig aber in deutscher Sprache.

„Nun, Ohm, ich denke, dabei sein zu müssen, wenn ich Han Istof's Frau werden soll“, entgegnete das Mädchen mutig . . . „und wenn Ihr Euch auf hunderttausend Jahre verflucht, was übrigens sehr gottlos von Euch ist, so sage ich Euch rund heraus, den Han Istof nehme ich nicht zum Manne, eher suche ich die tiefste Stelle im Plattensee auf. Macht's anders.“

Jedenfalls war das, was der Ohm vor sich hinhurmelte einer jener derben markerstütternden Flüche, wie die Ungarn dergleichen sehr viele haben, dann sagte er stehenbleibend zu den Mädchen: „Hätte mein Bruder, der Schandor (Alexander), seinem Sohn, Deinem Vater, dem Juri, den Hals umgedreht, statt ihm zu erlauben, die Brosca (sprich Brotscha, was den deutschen Frauennamen Babette bedeutet), der verstorbenen Frau Gräfin Kammerzofe zu heiraten, es wäre gescheiter gewesen. Denn was ist Gutes aus dieser Mißhe gekommen? Du . . . ein mehr deutsch als ungarisch gesinntes Ding mit einem widerspenstigen Kopfe. Aber ich breche ihn. Bassema teremtette! Ich breche ihn!“

Da beide Personen dem erleuchteten Hause zugehen und von Seite des Mädchens keine Entgegnung erfolgte, so war auch für den oben am Fenster stehenden Stülpner dieses Gespräch, von dem er Ohrenzeuge gewesen, abgeschlossen. Indes es hatte ihm Einsicht in Privatverhältnisse eröffnet, die sich in Teilnahme für das von einer Heirat gegen seine Neigung bedrohte Mädchen zusammenfaßte.

„Hm,“ sagte er zu sich... „wenn der dieser mutigen Protestantin auserwählte Schatz der lange dürre Oberförster ist, den ich heute gesehen habe, so finde ich es gar nicht unbegreiflich, warum sie keine Lust zu der Heirat hat. Den Teufel auch! Sah der Kerl nicht aus wie ein aus Waldbruch hervorgeholter dürrer Ast aus, dem sie eine Jägeruniform übergehungen und ins Dickicht gestellt haben, daß das Wild Reißaus nehmen soll? Also auf mich ist dieser Han Istok schon eifersüchtig, weil ich seinen Schatz angesehen habe? Wenn es das hübsche Mädchen ist, welches dem Herrn Grafen den Blumenstrauß überreichte... und am Ende kann's auch kein anderes sein... so ist's mein Seel' zu gut für diesen dürren Waldstock. Vielleicht erfahre ich bei Gelegenheit näheres über diese Heirats- und Eifersüchtkomödie.“

Nach diesem Selbstgespräch verließ Stülpner das Fenster und warf sich auf sein Bett. Es war eine Erregtheit bei ihm vorwaltend, welche lange Zeit den Schlummer fern von ihm hielt. Er befand sich ja gleichsam in einer neuen Welt, hier war alles anders, als in der Heimat. Dieses Fremdsein hatte etwas Unheimliches für ihn, es beschlich ihn ein Grauen, als stünde ihm etwas Ungewöhnliches bevor. Diese noch gestaltlose Ahnung spielte auch in seine Träume hinüber, als er endlich einschlief. Wie er aufwachte, fühlte er sich völlig ermattet und er eilte ans Fenster, um den frischen Morgenhauch an seine Brust schlagen zu lassen. „Merkwürdig ist es, daß dieser dürrer Oberförster und dieses hübsche Mädchen wie zwei neckende Kobolde in meine Träume hineinsprangen... den Teufel auch, das hübsche Ding hätte ich mir schon gefallen lassen, aber die häßliche Waldstange von Oberförster konnte bleiben, wo der Pfeffer wächst,“ redete er vor sich hin und kleidete sich an.

Bald wurde reges Leben im Schlosse. Des Herrn Grafen verwitwete Schwester kam, um nicht im späteren Morgen, wo die Sonne unangenehm heiß machte, fahren zu müssen, in der Morgenfrühe an. Stülpner sah sie aussteigen. Es war eine keineswegs hübsche Dame, eine große korpulente Figur, die viel Staat um sich hängen hatte, der aber alle Anmut fehlte, welchen Mangel sie durch herrisches Wesen zu ersetzen strebte und, da die ungarischen Leute von Kindheit an in der Demut und Unterwürfigkeit gegen ihre Herren und Herrinnen geübt werden, auch wirklich ersetzte, denn sie frohen demütig vor der Frau Gräfin Miarowitsch zu Kreuze und der Schloßvogt kam aus den Raßbuckeln vor der gestrengen gnädigen Frau gar nicht heraus.

Einige Stunden später befahl der Graf Stülpnern zu sich, der auch bald in seiner nagelneuen reich betretenen Uniform, die ihn außerordentlich wohl kleidete, vor demselben erschien. In manchen Fällen scheint sich das Sprichwort: „Kleider machen Leute“ zu bewähren, denn Stülpner sah wirklich wie ein großer Herr in seinem Kostüm aus. Die Gräfinschwester heftete lange wohlgefällige Blicke auf ihn, als der Graf, ihr mit ihr am Frühstückstisch sitzender Bruder, auf den sich verbeugenden Stülpner deutend, sagte: „Das ist mein Leibjäger, Baleska, ein Deutscher, der einen von einem andern zwischen den Fingern gehaltenen Dukaten herausschießt, ohne nur dessen Finger zu berühren, ein wahrer Hegenmeister im Schießen.“

„Ich werde die Herren in der Umgegend zu einigen Schießvergnügungen einladen, sie sollen meinen deutschen Leibjäger bewundern. Lerne Er nun auch bei Tafel bedienen, Stülpner, und bleibe Er so wie bisher, so kann Er zuverlässig auf meine Gnade rechnen. Heute und folgende Nachmittage soll Er mit mir Partien durch den Forst machen. Es wird da manches sich vorfinden, was nicht gut ist. Der Han Istok ist ein nichtsnutziger Galgenstrick, dessen liederlicher Wirtschaft ich einmal auf den Grund sehen will.“

Die Frau Gräfin Schwester sprach ebenso gut deutsch, wie ihr Bruder, was Folge des langen Aufenthalts am Hofe der verstorbenen Kaiserin Maria Theresia zu Wien, die den in mancher Beziehung noch sehr in seiner Bildung rückständigen ungarischen Adel (es ist von damaliger Zeit die Rede) durch alle nur denkbaren Mittel an ihren Hof zu fesseln suchte, um die

hochfliegenden magyarischen Magnaten zu germanisieren, das heißt, diese wilden, stolzen und leicht zur Auffälligkeit geneigten Adligen an deutsche Unterwürfigkeit zu gewöhnen.

Stülpner wurde von dieser vornehmen Dame sehr gnädig behandelt. Sie erkundigte sich nach seiner sächsischen Heimat und sagte schließlich, daß auch sie es für nötig finde, das große Forstbesitzum, welches ihr nach dem Tode ihres Gemahls zugefallen, einer Revision zu unterwerfen, denn sie glaube, ihre Beamten betrügen sie aufs gröblichste. Sie hoffe, daß ihr Bruder, wenn hier die Forstuntersuchung vorüber sei, ihm, Stülpnern, die Erlaubnis erteilen werde, auch ihr in dieser Angelegenheit seine Kenntnisse zu leihen.

„Und Sein Schaden soll es nicht sein, mein Lieber,“ fuhr sie fort zu sprechen... „magyarische Edelleute wissen reich zu belohnen und ich habe nie mit dem Honorar geklagt.“

Der Graf sagte ihr diese Gefälligkeit zu und Stülpner beteuerte, daß es sein eifrigstes Streben sein werde, seines gnädigen Herrn, sowie der gnädigen Frau Gräfin vollkommenste Zufriedenheit zu erlangen.

Die Aussichten waren also die günstigsten für Stülpner, die er nur je erringen konnte. Der Graf zahlte ihm außer freier Station 300 Gulden Silber, ein Gehalt, den er nirgends wo anders bekommen hätte und der Gedanke, seine gute alte Mutter unterstützen zu können, machte ihn außerordentlich glücklich. So heiterer Laune war er bisher noch nie gewesen. Freilich das Servieren bei Tafel wollte ihm nicht recht behagen, indes sagte er zu sich: „Beim Fleischauf muß man sich auch die Knochenzulage gefallen lassen,“ und fügte sich hinein.

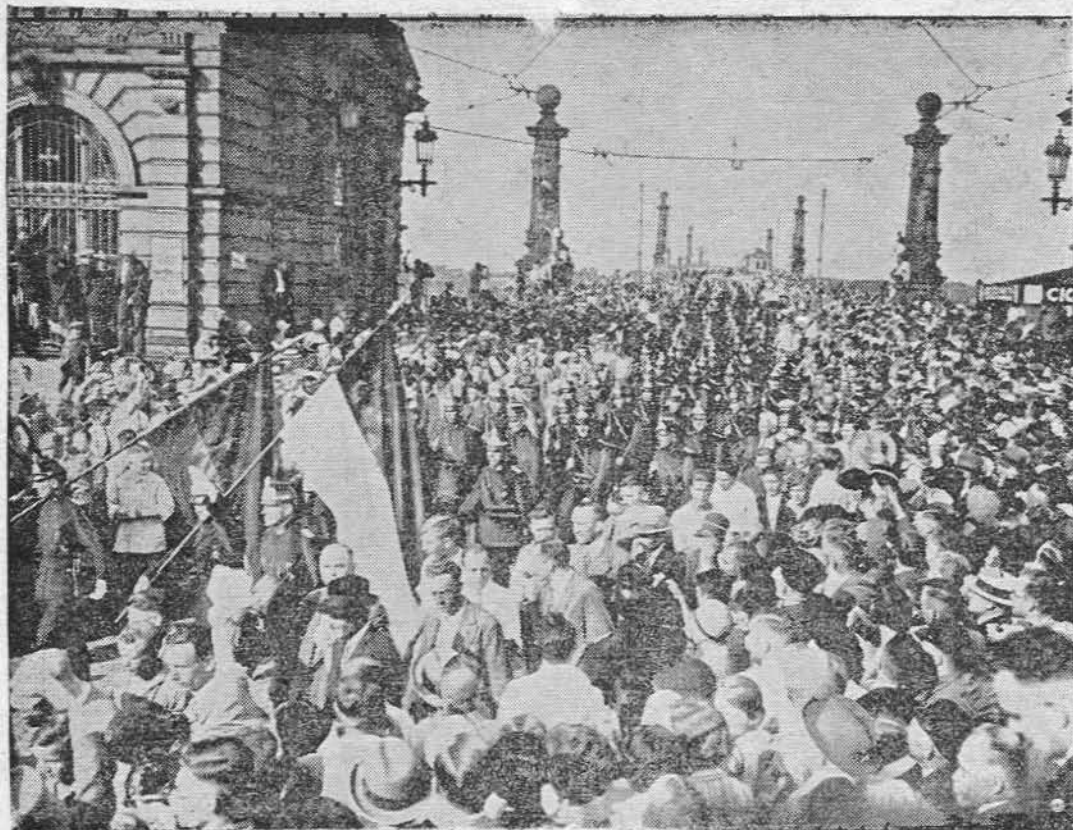
Der Schloßgeistliche aß mit an der gräflichen Tafel und Stülpner würde sich unter andern Umständen über diesen hochwürdigen Kirchenpfeiler sehr geärgert haben, wenn er sich nicht in so guter Stimmung befunden hätte. Pater Amadeus hieß der Geistliche, und seine fette wohlgenährte Gestalt deutete eben nicht darauf hin, daß ihm die Fasttage viel Schaden getan. Er hatte, was Stülpnern auffiel, ihn längere Zeit schon mit lächelnden, blizenden Augen verfolgt und sagte dann mit salbungsvollem Tone: „Der Herr im Himmel hat es sehr glücklich gefügt, daß wir einmal Gelegenheit haben werden, eine arme legerische Seele dem Höllenpfuhl zu entreißen. Dieser da ist aus dem Heidenlande Sachsen zu uns gekommen zu seinem ewigen Seelenheile, denn ich hoffe ihn zur Erkenntnis zu bringen, wie nur allein wir ein Anrecht auf den Himmel haben.“

Graf Wesselinus rief lachend Stülpnern zu: „Der Hochwürdige nimmt Ihn aufs Korn. Gebe Er acht, daß er Ihn nicht auf's Blatt trifft.“

„Gräfliche Gnaden, ich habe keine Bange davor,“ antwortete Stülpner... „bei mir schießt der geistliche Herr fehl, ich wette meinen Kopf darauf. Bin ich auch nicht in dem geistlichen Wortkram gesattelt, im Herzen bin ichs als ein ehrlicher Lutheraner und denke daher, der Hochwürdige täte besser, seine Jagd auf meine Seele zu unterlassen, als sich zu blamieren. Muß doch unser Herr Gott lachen... wenn er das überhaupt könnte... daß einer den andern auf Erden zur ewigen Seligkeit verhelfen will und 's kann doch keiner aus Erfahrung sagen, der oder jener Glaube ist allein vor Gott angenehm... Warum? Weil noch keiner aus dem Grabe zurückgekehrt ist. Uebrigens paßt mein grüner Rock schlecht zu der schwarzen Kutte des Hochwürdigen. Wegen mir mag er schwarz bleiben in alle Ewigkeit, ich halt's mit dem Grün. Grün ist der Wald, grün die Hoffnung und grün wird nicht schwarz.“

Der Schloßgeistliche schlug ein fürchterliches Lamento auf und schrie über die Kezerei, die der Herr Graf zum Verderbnis aller rechtgläubigen Seelen mit ins Schloß gebracht habe, Ach und Weh, bis dem Grafen der Jammer des Hochwürdigen zuwider wurde und er ihn in ungarischer Sprache zur Ruhe verwies. Was der Graf ihm gesagt hatte, wußte Stülpner freilich nicht, da er die ungarische Sprache nicht verstand, indes bemerkte er recht gut, wie der Pater ihm einen zornigen Blick zuwarf.

(Fortsetzung folgt.)

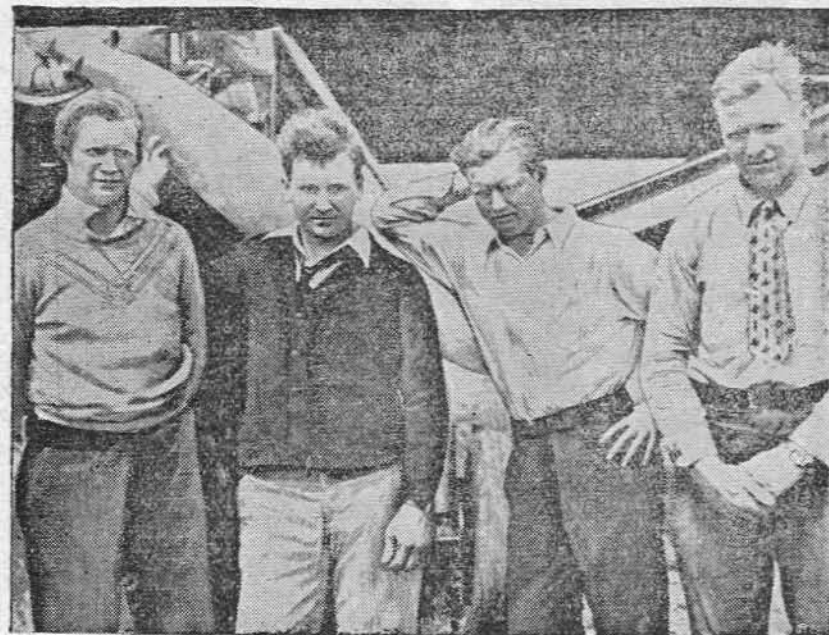
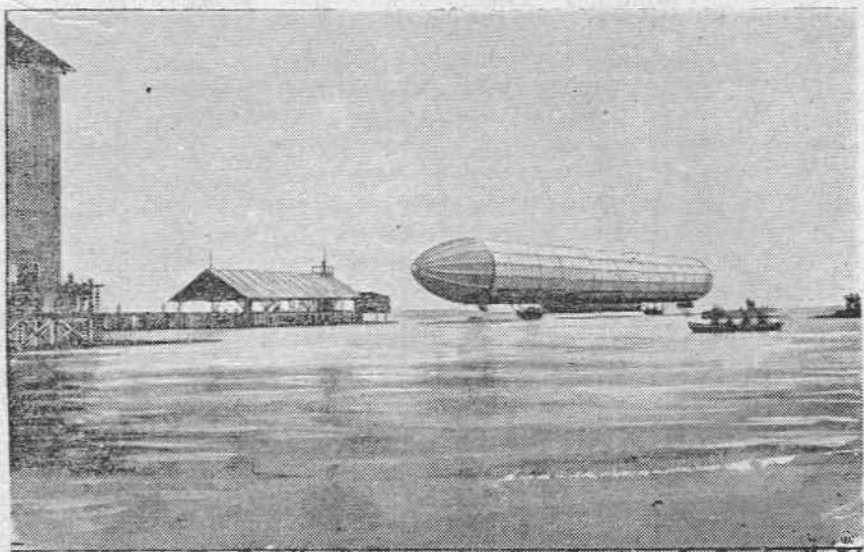


Der schönste Augenblick für Mainz.

Die Befreiungsfeier in Mainz, zu der, wie gemeldet, Oberbürgermeister Dr. Külb, Staatspräsident Dr. Adenau und Reichsminister Dr. Wirth sprachen, war eine der eindrucksvollsten. Die Befreiungsfeier fand um die Mitternachtsstunde statt, die mit dem Glockengeläut sämtlicher Kirchen, Sirenenrufen der Fabriken und Böllerschüssen eingeleitet wurde. Nachdem die letzten französischen Truppen die Stadt Mainz verlassen hatten, entfaltete sich in den Straßen ein festliches Treiben. Die Häuser wurden mit Fahnen geschmückt und über der Stadt erschienen Flieger. Bei schönstem Sonnenschein zog mit klingendem Spiel die Schupo über die Rheinbrücke (unser Bild) und marschierte, von nicht endenwollenden Hochrufen begrüßt, durch die Hauptstraßen der Stadt.

30 Jahre Zeppelinluftschiffe.

Am 2. Juli waren es 30 Jahre her, daß das erste Luftschiff des Grafen Zeppelin „L. 3. I“ zu seiner ersten Probefahrt über den Bodensee startete. Dem in der ganzen Welt mit großer Spannung erwarteten Aufstieg des 128 Meter langen Luftschiffes gingen lange Vorbereitungen voran. Der Start mußte mehrmals verschoben werden, woraus Skeptiker bereits auf ein Scheitern der Idee des Grafen Zeppelin schließen wollten. Doch wie glänzend sind sie widerlegt worden! Unser Bild zeigt das erste Zeppelin-Luftschiff vor seinem Aufstieg in Manzell bei Friedrichshafen.



Jeder macht sich lächerlich, so gut er kann.

Aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten wird ein neuer weltbewegender Rekord gemeldet. Der Ruhm der Flieger O'Brien und Jackson, die im vorigen Jahre mit Tanken in der Luft ununterbrochen 420 Stunden geflogen waren, hat die vier Brüder Hunter nicht schlafen lassen. Also stiegen zwei in das Flugzeug „City of Chicago“, die beiden anderen in ein Tankflugzeug, und dann begannen sie zu kreisen. Mehr als 17 Tage sind sie bereits jetzt in der Luft, und das Tankflugzeug, das ihnen neuen Betriebsstoff zuführt, ist bereits zum 155. Male aufgestiegen. Obwohl der Rekord schon jetzt bedeutend überboten ist, wollen die Flieger doch noch weiterfliegen, bis sie aus technischen Gründen gezwungen sind, niederzugesinken. Unser Bild zeigt die vier Brüder Hunter, und zwar von links nach rechts: Albert, John, Kenneth und Walter. Der erste und letztgenannte bedienen das Tankflugzeug, die beiden mittleren die Rekordmaschine.